Für unsere Kleinen

Im Juni.

Mit sehnsucht'gem Blick und ernstem Sinnen
Hat Lieschen täglich die Kirschen betrachtet,
Und die Zeit längst für gekommen erachtet,
Wo mit der Ernte man könnte beginnen.

Doch Mutter meint immer, daß sie noch nichts taugen,
Sieht nur die kleinen, unreifen, hellen,
Behauptet, sie hätten noch grüne Stellen.
Ja, Mutter hat wohl ganz andere Augen?

Paul, Gretel und ich, wir werden's ja wissen,
Daß eine da oben schon heimlich' will plagen!
Ach, hoffentlich holen sich die nicht die Spatzen,
Wenn wir uns nicht endlich zum Pflücken entschließen. —

Heut, Kinder, wie herrlich, heut soll es beginnen!
Herbei nun, mit Leitern und Körben herbei!
Paul, Gretel und Fritz, wo steckt denn ihr drei?
S'gibt Kirschen jetzt! Wollt ihr noch lang euch besinnen?

Drei die neutral geblieben sind.

Das Märchen vom Talglichtchen.

Es war einmal ein kleines weißes Talglicht, das steckte in einem Leuchter von gewöhnlichem Blech. An einem dunklen Winterabend stellte es die Mutter auf den Tisch in der finsteren Wohnstube, da sie etwas daraus holen wollte. Sie hatte es aber wahrscheinlich sehr eilig, ging schnell in die Küche hinunter und vergaß ganz, das Licht mitzunehmen. Als dieses nun so sich selbst überlassen war, da konnte es seine Neugier nicht bezähmen. — Die Neugierde ist ja einem Lichte angeboren. Ueberall hin, in jede Ecke, in jeden Winkel guckt es, d. h. wenn ihm nichts die Aussicht versperrt. — Also schaute auch unser Lichtchen mit seinen Aeuglein ringsum. Da sah es manches. Dort oben an der Wand hing die griesgrämige Wanduhr mit seinem kreideweißen Vollmondgesicht. Der sagte nichts als: Tick, tack, tick, tack; aber nicht so hell und schön, wie seine Schwester, die Kuckucksuhr, in der Schlafstube. Nein, — ganz tief und brummig. Bum — bum — bum — bum — bum — bum —bum machte sie jetzt; denn es schlug eben sechs. Das Lichtchen hatte aber so etwas noch nie gehört; es erschrak so heftig, daß es vor Schreck zitterte. Nun mochte es nicht mehr auf die garstige Uhr gucken, die es so sehr erschreckt hatte. — An der anderen Wand hing ein großes Bild. Auf diesem war ein Mann gemalt. Der war sehr blaß und hatte einen langen schwarzen Bart. Auch vor ihm fürchtete sich das Lichtlein. — Da links in der Ecke stand der alte braune Ofen. Der war mit dem Lichtchen etwas verwandt; denn er besaß auch Feuer. Jedenfalls war die Verwandtschaft zu entfernt, sonst hätte er wohl auch mit dem Lichtchen gesprochen. Wahrscheinlicher ist aber, daß sein angeborener Dünkel es ihm verbot, Klein-Lichtchen anzureden. Oefen sind immer etwas hoch hinauf. Was konnte es also ein Lichtlein nutzen, wenn es den Ofen ansah? Der nahm ja nicht die geringste Notiz davon. — Weiter wanderten seine neugierigen Augen. Was ist es, auf das es jetzt so unverwandt blickt? Ja, seht, an jener Wand stand ein prächtiges Klavier mit vier herrlichen Leuchtern. Die blitzten und strahlten wie eitel Gold, denn sie waren geputzt. Und jeder Leuchter hatte einen schönen glitzernden Glaskragen. In einem der Leuchter steckte eine Kerze. Sie war zierlich gedreht, schön blaßrot gefärbt und über und über, um und um mit lauter flimmernden Goldpünktchen betupft. Eine solche hübsche Kerze hatte das Lichtlein noch niemals gesehen. Es guckte und guckte. — Wie die Leuchter funkelten! Zufällig blickte es auch einmal herunter. Da sah es den alten häßlichen Leuchter, in dem es selbst steckte. Es schämte sich, als es dies schmutzige Kleid erblickte. Der Spiegel an der gegenüberliegenden Wand zeigte dem Lichtchen sein Bild. Nein, häßlich war es gewiß nicht; es war schön weiß und schlank. Aber der Leuchter — der Leuchter! Wenn es ihn mit dem leeren in der Nähe der schönen Kerze vertauschen könnte! Da würde es auch hübscher aussehen. — Wie glücklich würde es sich bei der schönen Kerze fühlen! Jetzt ist sie noch nicht angezündet, aber vielleicht ließe sie sich dann von ihm anzünden, — vielleicht. — Beide würden einander in die hellen Aeuglein schauen und hätten einander gewiß recht lieb. So wünschte und dachte das Lichtchen. Sehnsüchtig blickte es nach der reizenden Kerze. Aus Trauer über das ungestillte Sehnen flossen helle Tränen über seine bleichen Wangen. Der Gram zehrte an ihm und verkürzte sein Leben. Ehe es sich dessen versah, war es tot, — verlöscht.

Unnütz hatte es gelebt und gestrebt. Ein Stückchen Docht und etwas Talg war alles was von ihm blieb.

Eine böse Ueberraschung.

Stups, der dreiste Negerbengel
Neckte alt und jung im Sprengel,
Hühner, Hunde, die Giraffen,
Und am liebsten alle Affen.

Zwei von ihnen brüten Rache,
Als Stups planscht in dem Bache,
Stahlen sie ihm Hut und Rock,
Nahmen auch den schönen Stock.

Da schlich Stups betrübt nach Haus,
Alles lacht ihn tüchtig aus.
Seine Lehre hat er hier:
„Aergere weder Mensch noch Tier."

Niedliches Geburtstagsgeschenk.

Aus einer durchgebrannten elektrischen Birne könnt ihr euch leicht eine hübsche Bonbonniere fertigen. Der Gips wird sorgfältig herausgebrochen. Dann werdet ihr auf eine Glasplatte stoßen. Sie wird mit einem Nagel vorsichtig herausgestoßen und der Glasstab und die Drähte ebenfalls entfernt. Ihr müßt sehr vorsichtig dabei sein. Dann spült ihr die Birne mit lauwarmem Wasser aus und reibt sie mit einem weichen Tuch blitzblank. Wenn sie vollständig trocken ist, füllt ihr die Birne mit Bonbons. Die obere Oeffnung schließt ihr mit einem Kork und umwickelt ihn und die Messingfassung mit Stanniol. Meinem Muttchen machte ich zu Weihnachten viel Freude damit. Ich hatte auf die Bonbonniere mit Seidenband einen Tannenzweig gebunden. Aber auch als Geburtstagsgeschenk ist die Bonbonniere gut zu verwenden, dann bindet ihr aber besser einen Blumenstrauß darauf.

Von den Mannschaften der französischen Fremdenlegion sind etwa 80 vom Hundert aus deutschsprechenden Völkerschaften, und zwar 49 vom Hundert Elsässer, 20 vom Hundert Reichsdeutsche und 11 vom Hundert Oesterreicher, Schweizer usw.

Patrouillenfahrt.

Skizze von **Kurt Pabst.**

Es ist Nacht auf dem Meer. Der Sturm jagt graue Wolken über den Himmel. Die Wellen steigen hoch, wälzen sich, bäumen sich mit schäumenden Gischthügeln.

Durch die Dunkelheit kämpft ein Torpedoboot: S 90 auf Patrouillenfahrt. Bis an die Schornsteine wühlt das Boot in der See. Es fährt abgeblendet: alle Luken sind lichtdicht verschalt, alle Laternen gelöscht worden. An den Feuern im Heizraum wird nicht gerührt. Es sollen keine Funken entstehen. Die Feuertüren stehen offen, damit so wenig wie möglich Rauch entwickelt wird: alle Vorsichtsmaßregeln werden beobachtet, um vom Feind unentdeckt zu bleiben!

Am vordern Turm steht der Kommandant, späht durch sein Nachtglas in das Dunkel. Seit zwanzig Stunden!

Es ist recht ungemütlich am vordern Turm. Das Boot nimmt viel Wasser. Die See geht hoch, bricht brausend über Deck. Weißer Schaum spritzt dem Führer ins Gesicht. Er drückt den Südwester tiefer auf den Kopf, hüllt sich dichter in sein Oelzeug. — Dann horcht er wieder in die Nacht hinaus. Er muß! er will den Feind finden und dem Korps Meldung bringen.

Nur zuweilen — ganz zaghaft — laufen seine Gedanken zurück in die Heimat, zu seiner Frau und seinem blonden Jungen. Ob er sie wohl je wiedersehen wird? Wer kann das wissen! Es ist ja Krieg! Mit den Armen greift er nach den beiden Gestalten. Aber sie entschwinden ihm. — Seine Augen dringen wieder in die Dunkelheit. Wieder beherrscht ihn der Gedanke: den Feind finden!

Jeder Matrose ist an seinem Platz. Jeder Matrose späht scharf in das Dunkel. Das feindliche Geschwader muß entdeckt werden!

Der Bootsmannsmaat hat das Steuerruder fest zwischen die Fäuste gepreßt. — Seit zwanzig Stunden! Sein Auge durchbohrt die Nacht. Sein Ohr ist in das Dunkel gespannt.

Der Maschinist starrt auf den Zeiger des Telegraphen. Seit zwanzig Stunden! Nur hin und wieder schweift sein Blick prüfend durch den engen Raum, überfliegt das wirre Durcheinander der Maschinenteile. Mit unheimlicher Geschwindigkeit stampfen die Kolben, rasen die Räder. Sechshundert Umdrehungen in der Minute! Ein Rütteln und Schütteln geht durch das schlanke Fahrzeug.

Stunde auf Stunde vergeht. Auf Deck suchen Kommandant und Offiziere, Steuermann und Rohrmeister unablässig in der Dunkelheit. Unter Deck blicken die Maschinisten unausgesetzt auf den Telegraphen. — Die aufregende Ungewißheit mehrt sich mit jedem Kolbenschlag.

Nichts Verdächtiges kommt vor.

Zwei Uhr nachts!

Da! Was ist das? Ein Licht in der Ferne! Alle Gläser verschlingen das flimmernde Pünktchen. Was mag das sein? Ein Dampfer? Ein feindliches Kriegsschiff? Das Lichtpünkchen kommt näher . . . und aus der Nacht tritt ein großer schwarzer Schatten: ein japanischer Kreuzer! Es ist der „Takatschie"! Er fährt abgeblendet. Nur am Heck eine rote Lampe!

Ist er allein? oder . . .? Alle Augen suchen scharf umher. Die Sinne werden aufs äußerste angestrengt. Aber nichts ist zu sehen. Der „Takatschie" ist allein auf Patrouillefahrt.

— Und doch! — denkt der Kommandant, — das Geschwader muß in der Nähe sein. Der Kreuzer entfernt sich nicht weit vom Gros.

Ob er uns wohl bemerkt?

Alle Gläser richten sich wieder auf den Feind. Nein! Er ändert seinen Kurs! Dampft westlich!

— Ha! wenn man dem gelben Hund jetzt einen Torpedo zwischen die Rippen jagen würde! — Die Augen des Führers leuchten kampffroh auf bei dem Gedanken — er muß mit Mann und Maus versaufen! Und wir . . . eine bange Ahnung kommt über ihn — wir sind dann auch verloren! Das Geschwader wird seinem Kreuzer zu Hilfe eilen und gegen die Uebermacht . . . Zwei liebe Gestalten steigen wieder vor seiner Seele auf . . . seine braven, blauen Jungen sehen ihn an: sollen die in den sicheren Tod?

Da kommt es wie ein Donnerwort über das Meer: du mußt! Ein dunkler Trieb zwingt ihn zum Handeln. Sein Wille wird hart wie Stahl. Er tritt an das Sprachrohr: „Wieviel Umdrehungen?"

Der Maschinist blickt auf den Zähler, antwortet: „Sechshundert und fünf!"

„Machen Sie mehr!"

Der Hebel wird weiter geöffnet . . . . zwei, drei Millimeter. Die Umdrehungszahl steigt. „Sechshundert und zehn!" die Meldung.

„Gut! So halten!"

Dann wendet sich der Kommandant zu seinen Leuten. Nur wenige Worte spricht er. Die werfen Feuer in die Seelen der Matrosen.

Jeder begibt sich an seinen Platz, stellt sich möglichst in Deckung auf.

Die Torpedos liegen zum Laden klar. Nur die Pistole braucht noch eingesetzt zu werden, um das Geschoß scharf zu machen.

Hinter den Ausstoßrohren kauern die Rohrmeister. Ihre Pulse fliegen. Ihre Wangen glühen. Wann endlich kommt der Befehl: Feuern!

Das Boot rast mit äußerster Kraft auf den Feind zu. An Bord ist es totenstill: kein Ruf! kein Laut! Reglos steht der Kommandant am vordern Turm, reglos der Bootsmannsmaat am Steuerruder, reglos die Matrosen an den Geschützen. Immer näher schleicht man an den „Takatschie" heran. Jetzt kann man schon seine Umrisse verschwommen erkennen.

„Torpedo Nr. 1 scharf geladen!" befiehlt der Kommandant.

„Torpedo Nr. 1 scharf geladen!" wiederhol der Maat, schiebt mit zwei Matrosen den riesigen Stahlfisch in das Rohr.

— S 90 stürmt weiter. Mächtig drängt sich die See entgegen, begräbt zeitweilig das Schiff von der Back bis zur Brücke.

Der Führer sieht auf seine Uhr, mißt die abgelaufene Entfernung, bestimmt danach den Augenblick zur Abgabe des Schusses. Der Torpedomaat hat die Abzugsleine in der Hand, blickt starr auf den Kommandanten.

Eine fieberhafte Erregung bemächtigte sich der Mannschaft. Langsam, ach, viel zu langsam dreht sich der Sekundenzeiger! Eine Minute... alle Herzen pochen lauter! Zwei Minuten... der Atem stockt. Zwei und eine halbe...!

„Achtung!" sagt der Führer.

„Achtung!" wiederholt der Rohrmeister.

„Los!"

Ein Schlag! Ein leises Pfeifen... der Torpedo verläßt das Rohr.

„Maschinen stopp!" befiehlt der Kommandant, reißt sein Glas an die Augen.

Da! da schießt eine Wassersäule mit ungeheurer Wucht in die Höhe Ein dumpfer Krach! Aechzen! Splittern!... Ein grelles Licht blitzt auf: der Scheinwerfer von einem feindlichen Panzer. Er beleuchtet ein schreckliches Bild: der Torpedo ist in den Kohlenbunker des „Takatschie" eingeschlagen. In Strömen dringt das Wasser in die vorderen Abteilungen. Schon spült es in die Pforten der Buggeschütze. Der Kreuzer drängt stark nach Backbord. Rauch und Flammen lodern aus seinem zerfetzten Leib.

Die Mannschaft des deutschen Bootes steht in schreckensvoller Erstarrung!

Ein zweiter Knall! Ein gellender Angstschrei: und das todwunde Schiff versinkt in den Wellen.

„Eine Kesselexplosion!" sagt der Kommandant zu dem Leutnant. Der starre Bann läßt von der Mannschaft los. Alle atmen erleichtert auf.

Ein zweiter Scheinwerfer tastet suchend über das nächtliche Meer. Jetzt hat er das Torpedoboot entdeckt. Sofort knattern die Maschinenkanonen, krachen die Abwehrgeschütze!

Der Kommandant stürzt an den Telegraphen: „Aeußerste Kraft voraus!" Der Maschinist stößt den Dampfhebel vor. Der Rudersmann reißt das Steuerrad herum. Das Fahrzeug erzittert. Dumpfbrausend wühlen und wirbeln die Turbinen. Der entfesselte Dampf zischt und faucht. Weißglühende Funken fliegen aus den Schornsteinen.

Alle Fernrohre, alle Gläser, alle Augen richten sich nach rückwärts. Der Feind rüstet sich zur Verfolgung. Wird man ihm entfliehen können?

Der Führer tritt an das Sprachrohr: „Geben Sie alles her, was die Maschine leisten kann!"

„Zu Befehl!" antwortet der Maschinist, schiebt den Hebel ein paar Millimeter vor. Die Umdrehungszahl steigt. „Gut aufpassen!" ruft er den Heizern zu, überblickt prüfend das rasende Getriebe.

Die Kühlvorrichtung wird angestellt. Kaltes Wasser fließt über die tanzenden Massen. Die Maschine wirft es mit Oel vermischt zurück. Der Boden wird schlüpfrig. Nur mit großer Mühe können sich die Heizer halten. Sie sind fortgesetzt in Gefahr, auszugleiten und in die Maschine gerissen zu werden. Aber sie erfüllen ihren Dienst: werfen Kohlen auf die Reste, schüren die feurige Glut, gießen Oel in die Flammen.

Alle Mann an Deck horchen wieder scharf in die Nacht. Auf jeder Brücknock steht ein Offizier, späht durch sein Glas in die Dunkelheit. Eine Zerstörerflottille hat sich in die Kiellinie des deutschen Bootes gesetzt.

Wieder Scheinwerferblitzen! Der Kommandant wird von der plötzlichen Helle der Nachtsonne geblendet. Dann aber erkennt er den Feind: sechs Zerstörer sind ihm hart an den Fersen, sausen pfeilschnell heran. Da zittert seine Hand, krampft sich sein Herz einen Augenblick zusammen! Er weiß: er ist verloren. Aber dann richtet er sich stolz auf: sein Boot in die Hände der gelben Teufel fallen lassen? Niemals! Lieber sich selbst den Tod gegeben!!

Noch einmal erhebt er das Glas: nur wenige Minuten, dann wird ihn der Feind packen. Sein Entschluß steht fest: auf die Sandbank da dorn will er das Boot rennen, es selbst in die Luft sprengen!

Und er zögert nicht mehr, befiehlt klar und ruhig: „Halbe Kraft zurück!"

Kling! Die Glocke des Maschinentelegraphen schlägt an. Der Zeiger springt auf „Halbe Kraft zurück". — Zurück? Der Maschinist erschrickt. Was ist denn los? Aber schon liegt die Hand am Dampfhebel. Ein Druck! Die Maschine hält im wildesten Umschwung ihren Lauf, arbeitet im nächsten Augenblick rückwärts.

Die Heizer sehen sich an. Was ist geschehen? Sind wir außer Gefahr? oder — „Halt!" Wie erdrosselt steht das Eisentier.

Ein leises Knirschen! Ein Stoß! Das Boot sitzt fest!

Die Deckfenster werden aufgerissen. Jemand ruft in den Heizraum hinunter: „Alle Mann an Deck!"

Die Mannschaft ist um ihren Führer versammelt. Er teilt ihr seinen Entschluß mit, schließt: „Seine Majestät! Unser Kaiser! Hurra!"

„Hurra! Hurra!" klingt es aus hundert rauhen Kehlen über das Meer.

Die Boote werden zu Wasser gelassen. Zuletzt steigt der Kommandant ein. Fest legen sich die Matrosen in die Riemen. Das verlassene Schiff entschwindet schnell ihren Blicken.

Wenig später ein entsetzlicher Knall! Eine Feuersäule! Und wieder Nacht! S 90 ist in den Wellen versunken. Nur wenige Trümmer schwimmen auf den Wogen. Eine dicke gelbe Wolke breitet sich darüber wie ein Leichentuch.

Die tapfere Mannschaft aber ist im Schutze der Dunkelheit entkommen!

Haus, Hof und Garten.

Ueber das Stützen der Fruchtstempel bei den Erdbeeren. — Kupferkalkbrühe und Pflanzenwuchs. — Die Kultur von Coreopsis. — Das Alpenveilchen nach der Blüte. — Primula malacoides, eine Winterprimel. — Das goldblättrige Pfennigkraut.

So unangenehm es auch ist, wenn die Fruchtstempel der Erdbeeren sich zur Erde neigen und so die Früchte bei Regenwetter leicht verunreinigt werden können, so ist ein Stützen der Stengel doch nicht zu empfehlen, besonders dann nicht, wenn es nicht mit großer Behutsamkeit ausgeführt wird. Werden die Fruchtstempel und Fruchtstiele beschädigt, so tritt sicher eine Einbuße von Früchten ein, diese erlangen nicht ihre volle Größe und verkrüppeln. Insbesondere hüte man sich, die Fruchtstengel aufwärts gerichtet am Stabe zu binden, denn dabei geht es kaum ohne Beschädigung ab und die nun dem vollen Sonnenschein und der trockenen Luft ausgesetzten Früchte vertrocknen dann leicht. Die schönsten Früchte erzeugt die Erdbeere fast immer, wenn ihr Ausreifen nicht über den Pflanzen, sondern im Schatten der Blätter sich vollzieht. Anstatt die Stempel anzubinden, lassen diese sich leicht etwas von der Erde aufrichten, indem man ein oder zwei Stäbchen in schräger Richtung unter ihnen in den Erdboden steckt. Als zweckmäßiger aber erweist sich in der Regel die Benutzung von Holzwolle. Sie ist reinlich und läßt sich leicht auf die Erde breiten, ohne daß die Fruchtstempel viel berührt zu werden brauchen. Allzureichlich sie zu verwenden ist jedoch auch nicht zweckmäßig.

Auch beim Pflücken der Früchte der Erdbeeren sind Beschädigungen zu vermeiden, deshalb sollen Erdbeeren nur von Personen gepflückt werden, die vorsichtig mit den Pflanzen umgehen. Die halbe Ernte und mehr kann vernichtet werden, wenn die Fruchtstempel aus ihrer Lage gebracht und herumgezerrt werden.

* * *

Je nach den Pflanzenarten übt das Spritzen mit Kupferkalkbrühe einen verschiedenen Einfluß auf dieselben aus. Bei der Behandlung der Kartoffeln mit Kupferkalkbrühe kann eine Verminderung der Ernte und eine Verminderung des Stärkegehaltes der Kartoffeln eintreten. Den Pflanzen wird durch den Ueberzug Licht und Luft entzogen, wodurch eben ein geringerer Ertrag und ein stärkeärmeres Produkt erzeugt wird, weshalb hier ein Uebermaß von Spritzen mit Kupferkalkbrühe nicht angebracht ist und schädlicher als nützlich wirkt. Bei Pflanzen mit glatten Blättern, z. B. beim Wein, tritt eine gegenteilige Wirkung ein. Hier zeigen die Blätter nach dem Spritzen geradezu ein dunkleres Grün und einen üppigeren Blattwuchs. Das mag aber auch in der Kalkzufuhr einerseits und in dem schnelleren Loslösen von Kalkteilchen andererseits zu suchen sein. Auf keinem Fall aber soll bei Kartoffeln die Kupferkalkbrühe im Uebermaße zur Anwendung gebracht werden.

Auch an anderen unserer Kulturpflanzen, wie z. B. Gurken, Melonen, Tomaten ist ein äußerst vorsichtiges Spritzen mit Kupferkalkbrühe am Platze, und lieber ein wiederholtes Anwenden von schwacher Lösung angebracht. Sehr ist davor zu warnen, daß bei einem Witterungsumschlag, d. h. bei Eintritt heißen oder kühlen Wetters eine starke Bespritzung ausgeführt wird, denn dann hat man fast regelmäßig nicht den erwarteten Erfolg. Viel kann im vorbeugenden Sinne getan werden, denn es zeigt sich immer wieder, daß beim Auftreten einer Erkrankung die Behandlung meist zu spät erfolgt.

* * *

Die Coreopsis-Arten, die den deutschen, etwas wunderlichen Namen „Wanzenblume" oder „Wanzenauge" führen, zählen zu den ausdauernden, harten Gewächsen mit reichem Sommerflor. Nur wenige andere Blumen zeigen in ihrer Blüte ein so klares, sattes, tiefes Gelb wie sie. Die Pflanzen lieben einen sonnigen Stand und nahrhaften Boden, sind aber sonst nicht anspruchsvoll. Sie lassen sich den ganzen Sommer hindurch in Blüte halten, wenn man fleißig die abgeblühten Köpfe abschneidet, sodaß sie nicht in Samen kommen können. In gemischten Blumenrabatten sind sie von besonders schöner Wirkung.

Blüten von Coreopsis.

Bei März—April-Aussaat blühen die jungen, wüchsigen Pflanzen vereinzelt schon im ersten Jahre von Ende August an. Die Anzucht aus Samen, der auch im Juni für den nächstjährigen Flor ausgesät wird, ist leicht und mühelos. Ueber Winter zieht die Pflanze vollständig ein, manchmal erfriert auch wohl diese oder jene ältere Pflanze, bei den jüngeren hat man solches selten zu beklagen.

Die abgeschnittenen, langstenglichen Blumen halten sich lange als Vasenblumen und finden als Zimmerschmuck vielfach Verwendung.

* * *

Alpenveilchen werden nach der Blüte oft falsch behandelt, indem der Besitzer der Pflanze annimmt, daß sie auch nach dem Verblühen noch regelmäßig begossen werden muß. Es ist dieses aber falsch; es ist vielmehr mit dem Gießen langsam nach und nach nachzulassen, da das Alpenveilchen nach der Blüte in eine Ruheperiode tritt und bei reichlichem Wassergeben die Knolle verfault. Am besten ist es, die Pflanze mit dem Topfe an einem schattigen und kühlen Platz im Garten zu stellen und sie während des Sommers dem Einflusse der Witterung zu überlassen. Regen schadet ihr hier nichts. Im Herbst nimmt man die Knolle aus der Topferde heraus, befreit sie von den alten Wurzeln und pflanzt sie von neuem in den Topf in gute Erde. Drei bis vier Monate muß das Alpenveilchen ruhen. Nach dem Verpflanzen, wobei die Knolle ebenso zu setzen ist, wie sie gestanden hat, also nicht mit Erde bedeckt werden darf, läßt man die Pflanze noch einige Zeit im Garten und bringt sie dann in das Zimmer. Es dauert oft lange Zeit, bevor die ersten Blätter kommen und während dieser Zeit wird nur wenig gegossen, erst wenn die Knolle treibt und Blätter macht, sind die Wassergaben zu steigern, nie aber ist das Gießwasser auf die Knolle zu gießen.

Dem aus dem Gewächshause kommenden Alpenveilchen, das in voller Blüte steht, gibt man nicht mehr als 50 Grad Wärme, dem frisch hervortreibenden, vollständig an die Zimmerluft gewöhnten, kann unbedenklich eine höhere Wärme zukommen. Sie ist in der ersten Zeit sogar nötig, nur muß der Standort der Pflanze ganz hell sein.

* * *

Eine wenig bekannte Winterprimel ist Primula malacoides, deren Wuchs weit stattlicher ist, als der bei den gewöhnlichen Primeln. Die hellgrünen Blätter bilden eine Rosette, aus der sich die langen, straffen, etwa ¾ Fuß hohen Blütenstiele erheben. Die Blumen sind hellilafarben und stehen quirlförmig zusammen. Dieses zierliche Aussehen und die lange Haltbarkeit machen die Primel wertvoll als Schnittblume, wie auch als Zimmerpflanze.

Die Primel wird aus Samen gezogen, den man im Mai—Juni in flache Schalen in leichter, sandiger Lauberde aussät. Die Samenkörner werden mit feingesiebter Erde nur sehr dünn überstreut, sodann mit feuchtem Moos bedeckt und kühl gestellt. Mit dem Begießen hat man vorsichtig zu sein. Sobald die Samen keimen, wird, damit die Pflanzen nicht vergeilen, d. h. dünn und spindlich werden, das Moos entfernt. Selbstverständlich müssen die Samenschalen hell stehen, die Temperatur des Raumes sei 50 bis 60 Grad. Sobald die Pflänzchen sich mit den Blättern berühren, werden sie in andere Schalen verpflanzt oder auch im Zimmer recht luftig und hell, jedoch gegen die Einwirkung der Mittagssonne geschützt, kultiviert. Nach Bedürfnis verpflanzt man sie in 4zöllige Töpfe in eine Mischung von Laub- und Mistbeeterde, der etwas Sand und einige feine Hornspäne zugesetzt werden, und stellt sie vor Eintritt des Frostes ins Wohnzimmer nahe beim Fenster, aber möglichst kühl, wo sie bald mit dem Blühen beginnen. Wenn man die ersten Knospen entfernt, so entfaltet sich der spätere Blütenbehang reicher. Abgeblühte Blumen und schlecht gewordene Blätter sind stets zu entfernen, um alles von der Pflanze fern zu halten, was Fäulnis hervorrufen könnte.

* * *

Das rundblättrige Pfennigkraut (Lysimachia nummularia) ist eine wildwachsende kriechende Wiesen- und Sumpfpflanze mit schönen goldgelben Blüten. Eine goldgelbblättrige Abart hat in Gärten vielfach als Ampel- oder Hängepflanze Verwendung gefunden. Die Triebe werden hier etwa zwei Fuß lang, und die Pflanze wächst bei reichlicher Bewässerung sehr üppig. Zur guten Färbung der Blätter ist ein heller, sonniger Standort nötig. Die Kultur ist sowohl im temperierten, wie auch im warmen Zimmer möglich und erfordert keine besondere Mühe. Bei dunklem Standort geht die Farbe der Blätter zurück und die Pflanze verliert ihr gutes Aussehen.

— Von allen Anstrichmitteln, die zur Verhinderung des Verrostens und des festen Anhaftens von Kesselstein bei Dampfkesseln angewendet werden, hat sich Graphit am besten bewährt. Sowohl mit gewöhnlichem Ofengraphit als auch mit Flockengraphit sind gute Erfolge erzielt worden. Der Graphit wird mit Wasser zu einer streichfähigen Masse angerieben und mittelst eines Maurerpinsels auf die vorher gründlich gereinigte Blechoberfläche aufgestrichen. Wo dieses Verfahren an bereits benützten Dampfkesseln angewendet wird, soll man sich durch die anfängliche scheinbare Erfolglosigkeit nicht abhalten lassen, das Verfahren fortzusetzen. Vom ersten Anstrich bleiben naturgemäß nur wenige Graphitkörner an den Kesselflächen haften. Bei gewissenhaft wiederholter Anwendung glättet sich aber die Oberfläche der Bleche zusehends und nach Ablauf mehrerer Reinigungspausen haben sich, vorausgesetzt, daß die Verhältnisse nicht gar zu ungünstig liegen, die Flächen derart geglättet, daß die Entfernung der Ablagerungen auf die allerleichteste Art, ohne Anwendung scharfer Hämmer u. dgl. gelingt.

Ein deutsches Lyzeum in Lodz.

In den deutschen Kreisen von Lodz ist es bereits seit langem schmerzlich empfunden worden, daß nicht auch für die weibliche Jugend eine deutsche Mittelschule vorhanden ist, in der der Unterricht zur Erhaltung deutscher Eigenart in ähnlicher Weise erteilt werden kann, wie für die männliche Jugend in dem Deutschen Gymnasium. Es ist deshalb wiederholt die Gründung deutscher Lehranstalten für Mädchen von allen deutschgesinnten Kreisen gefordert worden, denn eine deutsche Erziehung kann den Töchtern deutscher Eltern allein in deutschen Mädchenschulen gegeben werden, in denen deutsche Sprache und deutsches Wesen nicht nur geduldet, sondern tatkräftig gefördert werden. In Anerkennung dieser Notwendigkeit hat das Kaiserlich Deutsche Polizeipräsidium in Lodz die Genehmigung erteilt, eine höhere Lehranstalt zur Erziehung der deutschen weiblichen Jugend ins Leben zu rufen.